



Joe Bennick

Erlensee

Roman



tredition®

www.tredition.de

© 2016 Joe Bennick

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

ISBN

Paperback: 978-3-7482-8976-0

Hardcover: 978-3-7482-8977-7

e-Book: 978-3-7482-8978-4

Printed in Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Joe Bennick

Erlensee

Kapitel 1

Es war acht Minuten nach halb drei, als das Telefon klingelte. Irgendwann hatte ich angefangen, auch im Privaten automatisch auf die Uhr zu schauen, wenn ich eine Nachricht oder einen Anruf bekam. Ich blickte zu der alten Standuhr auf dem Vertiko, kniff meine Augen zusammen, um das Zifferblatt aus der Entfernung besser erkennen zu können, und versuchte, jegliche Bewegung zu vermeiden, während ich den unverhofft frühen Feierabend genoss und ausgestreckt auf dem Sofa lag. Kathrin war sofort am Hörer. Sie wollte sich in ein paar Minuten mit Freundinnen in der Stadt treffen und suchte gerade die letzten Sachen zusammen, die sie in ihrer Handtasche verschwinden ließ. Auf dem kleinen Jugendstil-Sekretär, den wir auf dem Flohmarkt in der Rheinaue gekauft hatten, kurz nachdem wir in diese Wohnung eingezogen waren, suchte sie ihr Notizbuch. Ein schlichtes, schwarzes Büchlein, das stets auf diesem Sekretär zu finden war, oder eben in ihrer Handtasche, und in das sie alles schrieb, was ihr wichtig war oder bedeutend erschien. Dort standen Präsentationsmitschriften neben Einkaufslisten, vorgeschriebene Texte für Postkarten aus dem Urlaub neben der Gästeliste für unsere geplante Hochzeit und Terminplanungen neben hastig notierten Eintragungen, die ihre Erinnerung stützen sollten. Sie schnappte sich das Telefon und nahm das Gespräch an, während sie sich das Mobilteil zwischen Kopf und Schulter klemmte.

„Hallo?“, begann sie das Gespräch, ohne ihre Geschäftigkeit zu unterbrechen. Sie hörte der Person auf der anderen Seite der Leitung aufmerksamer werdend zu, als könnte sie nicht ganz dem Gesagten folgen, als wäre es schwer verständlich oder formulierte ihr Gesprächspartner in einer von ihr noch nicht identifizierten Sprache. Die wenigen akustischen Fetzen, die, trotz des Geräuschteppichs einer Stadtwohnung mit Straßenseite, den Weg durch den Telefonhörer, quer durch den Raum zu meinem Ohr überlebt hatten, waren schwach und verzerrt. Sie verrieten mir weder etwas über die Person noch über den Inhalt des Gesprächs. Kathrins Gesichtszüge dagegen sagten mehr aus. Ich sah sie an und wusste nicht, ob ich mich über ihren angespannten Gesichtsausdruck amüsieren oder ob mich die mögliche Ernsthaftigkeit des Gespräches beunruhigen sollte. Hatte sie zunächst noch ruhig und gespannt gelauscht, bildete sich mehr und mehr ihre Zornesfalte aus. Dann kniff sie die Augen zusammen, als müsste sie ihren Blick auf das Gehörte fokussieren und sich die nötige Konzentration verschaffen, um den Worten ihres Gegenübers folgen zu können. Sie fror förmlich in dieser Position ein und meine anfängliche Belustigung wich mit jeder Sekunde ihrer Verharrung mehr und mehr einer Anspannung.

„Ist für dich“, ihr Gesichtsausdruck schnellte plötzlich in den Normalzustand zurück. Sie warf mir das Telefon entgegen, und als hätte sie damit das Gespräch samt aller Erinnerungen entsorgt, widmete sie sich augenblicklich wieder ihren Vorbereitungen, nahm ihre Betriebsamkeit wieder auf und fand zurück zu der Vorfreude auf den

anstehenden Nachmittag. Ich schaute auf das Display, konnte mit der dort angezeigten Telefonnummer jedoch nichts anfangen, daher hielt ich das Mikrofon zu und fragte Kathrin, wer denn dran sei.

„Irgendeine Behörde oder so was“, bekam ich eine nebensächlich klingende und halbherzig gemeinte Antwort.

„Es ist Mittwoch, halb vier, Schatz!“, merkte ich mit einem Tonfall an, der klang, als müsse ich sie darauf aufmerksam machen, wie die Welt funktioniert.

„Geh' halt ran, dann weißt du es doch!“

Ich drückte hörbar die Luft aus meinen Nasenlöchern, dann führte ich das Telefon ans Ohr.

„Ja bitte?“, nahm ich das Gespräch an.

„Guten Tag. Spreche ich mit Herrn Ohlschläger? Paul Ohlschläger?“

Mein Gegenüber war eine Frau, ich schätzte ihr Alter zwischen 50 oder 60 Jahre und sie vermittelte vom ersten Augenblick an Strenge. Man hörte ihren Willen, besonnen zu sprechen und deutlich zu formulieren ebenso heraus wie die Direktheit, Dinge effizient anzusprechen und nicht unnötig Zeit zu vergeuden. Ein zackiger Tonfall, der wenig Hoffnung auf ein leichtes und nebensächliches Gespräch machte und der mir trotzdem imponierte.

„Ja“, sagte ich zögernd und eilig schob ich hinterher „wie kann ich Ihnen helfen?“

Ich zog eine Grimasse in Kathrins Richtung und zuckte mit den Schultern. Ich wollte ihr meine Zweifel über die Sinnhaftigkeit des Anrufs signalisieren, meine Unsicher-

heit überspielen, erhielt als Reaktion jedoch nur eine Handbewegung, die mir mitteilte, dass Sie nun los müsse. Ich winkte ihr zu, während ich meine Aufmerksamkeit wieder der Frau am Telefon zuwandte.

„Ich danke Ihnen für Ihre Zeit“, fuhr die Frau fort ohne meine Frage zu beachten.

„Ich darf mich kurz vorstellen? Mein Name ist Elisabeth Martenstein und ich bin Leiterin der Station Vier des Hauses ‚Maria von den Engeln‘.“

Ich richtete mich auf und setzte mich gerade hin.

„Ein Krankenhaus?“, fragte ich. Nervosität ergriff mich. Eilig erdachte ich mögliche Szenarien, die es nötig machten, mich an einem Mittwochnachmittag durch die Stationsleitung eines Hospitals anrufen zu lassen und es bildeten sich durchweg keine positiven Bilder in meiner Fantasie aus.

„Nein, Herr Ohlschläger, wir sind eine Wohn- und Pflegeeinrichtung für Senioren.“

Ein Altenheim, diese Aussage beruhigte mich in der Tat, denn meine Mutter war 2006 gestorben und keiner meiner mir nahe stehenden Bekannten oder Verwandten war in einem Alter oder Zustand, der ein Altenheim notwendig machte. Und so konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, was Frau Martenstein von mir wollte, war mir aber sicher, dass die Nervosität meinerseits weitgehend unbegründet sein müsse. Ich gestand mir mehr Gleichgültigkeit zu, angelte eine Zeitschrift vom Couchtisch und fing an, beiläufig darin zu blättern, als könnte ich das Gespräch durch diese Geste beeinflussen.

„Aha, und wie genau kann ich Ihnen...“, hob ich neben-sächlich an, meine bereits eingangs gestellte Frage zu wiederholen, bevor mich Frau Martenstein unterbrach.

„Es geht um Ihren Vater.“

Ich klappte die Zeitschrift zu. Zeitgleich fiel die Wohnungstür ins Schloss und eine plötzliche Stille umgab mich. ‚Ihren Vater‘ hallte es in mir nach. Adrenalin elektrisierte meinen Verstand und heizte meinen Schädel, die Welt trat in den Hintergrund. Das konnte nicht sein. Da musste eine Verwechslung vorliegen.

„Mein Vater? Sie müssen sich irren“, sagte ich mit gespielt ruhiger Stimme und aufgewühltem Verstand. Ich wollte das Gespräch am liebsten mit zitternden Händen von mir weg schieben, fühlte mich alleingelassen und verlassen.

„Herr Albert Ohlschläger, geboren am dritten Februar 1941. Das ist doch ihr Vater?“

„Ja... Nein... Doch“, ich war verwirrt. Frau Martenstein hatte ein ganzes Bataillon an Bildern in mir ausgelöst, die nun wild in meinem Kopf herumschwirrten und mich zu keinem klaren Gedanken kommen ließen.

Vor etwa 30 Jahren, ich war zwölf Jahre alt, ging mein Vater weg. Er war einfach von einem auf den anderen Tag verschwunden. Meine Mutter versuchte sich nichts anmerken zu lassen, aber ich spürte genau, wie sie weniger lachte, wie sie immer wieder in Gedanken versank. Ich konnte ihren Blick vor meinem geschlossenen Auge sehen, dieser selbst-disziplinierende Blick, diese Fassade, die mir neben meinem Vater auch noch meine Mutter zu

nehmen drohte. Und ich sah Bilder von meinem Vater, wie wir im Garten tobten, wie wir lachten und raufte und im nächsten Augenblick die Leere, die er hinterließ und die Tränenflecke auf meinem Bett.

Ich hatte lange nicht mehr an ihn gedacht. Meine Mutter hatte unregelmäßig von ihm erzählt und stand wohl auch sporadisch mit ihm in Verbindung. Für mich war er schon lange aus meinem Leben gegangen. Er war ein abstrakter Begriff, eine irreale Konstruktion, die nur den Sinn hatte, meine Herkunft zu erklären. Seit meine Mutter gestorben war, hatte ich kein weiteres Lebenszeichen mehr von meinem Vater erhalten und nahm an, dass er ebenfalls gestorben sein musste. Oder es war mir einfach zu egal, das Gegenteil zu denken. Genau wie es mir keine genaue Unterscheidung wert gewesen war, ob er damals nur in eine andere Stadt, zu einer anderen Frau oder wohin auch immer gegangen war. Bis heute.

„Das ist unmöglich“, raunte ich, „Sie irren sich sicher.“

„Ich denke nicht. Nein.“, ihre Worte hämmerten in meinen Ohren und ihre direkte, feste Stimme kontrastierte meine Gefühle.

„Woher... woher wissen Sie von mir?“

„Ihr Vater wohnt seit etwa sechs Jahren bei uns und seit einiger Zeit spricht er vermehrt von Ihnen. Er möchte Sie gerne sehen.“

Mein Vater - der Mann, der seit 30 Jahren kein Teil mehr meines Lebens war, diese Person sollte nun wieder Einzug in mein Hier und Jetzt erhalten? Ich kämpfte innerlich dagegen an, dass die Gefühle nicht ausbordeten, und

zwang mich, Gedanken zurückzuhalten, geradeaus und rational zu denken, scheiterte jedoch an aufkeimender Wut. Ich wusste, was ich sagen wollte, denn warum sollte ich diesem Mann einen Gefallen tun, der mich und meine Mutter verlassen hatte, der sich nie wieder gemeldet hatte und der seinen Sohn vergessen hatte. Soll er doch weitersehen! Aber tatsächlich dachte ich viel mehr. Ich spürte kindlichen Zorn, wie zu meinem dreizehnten Geburtstag, als er nicht da war. Ich spürte das betretene Schweigen zwischen meiner Mutter und mir, wenn das Thema auf meinen Vater kam. Wie Fragen gestellt werden mussten, aber dennoch hinter einer Wand aus Schweigen blieben, weil sich keiner traute, das Thema zu eröffnen. Zu viel würde gezeigt werden und zu groß waren die Gefühle, zu kompliziert das Sortieren der Gedankensplitter, die uns blieben. Nichts, was man an einem Abend hätte klären können, und damit begnügten wir uns, über Jahre hinweg auf den richtigen Zeitpunkt zu warten.

„Ich verstehe, dass das eine aufwühlende Nachricht für Sie sein muss. Ich bitte Sie, denken Sie darüber nach und rufen Sie mich zurück. Ich stehe Ihnen bei Fragen gerne zur Verfügung. Darf ich Ihnen meine Telefonnummer durchgeben?“

„Ich habe sie auf dem Display, danke. Ich melde mich“ hörte ich mich selber sagen, während meine Gedanken mich längst in die Vergangenheit einsinken ließen. Dann legte ich auf.

Durch die bodentiefen Fenster fiel das warme Licht der Maisonette und erschuf Lichtkörper, die in strengen geo-

metrischen Figuren vor dem Fenster verweilten. Staub, der einem sonst nie auffiel, war sichtbar. Bewegungen, die man nie registrierte, erkennbar. Jede noch so kleine Regung hatte eine Verwirbelung zur Folge, die die ruhige Schönheit der Konstruktion verwandelte. An die Wände waren Schatten gemalt, Formen wie Scherenschnitte auf die hohen Decken projiziert, die durch den Gipsstuck Strukturen erhielten. Ich stand auf und machte das Fenster zu. Die Welt verstummte nicht, sie existierte gedämpft weiter. Lichtblitze, Reflexionen der Sonne, durchzuckten den Raum ein- oder zweimal. Als ich die Augenlider schloss, wurde es besser. Ich kniff die Augen zu. Die Straße drang durch das geschlossene Fenster. Busse heulten beim Beschleunigen auf, Motorräder knatterten selbstbewusst und Autos webten sich in den Reigen von Verkehrsgeräuschen mit ein. Ich brauchte Ruhe. Mehr Ruhe. So konnte ich keinen klaren Gedanken fassen. So konnte ich nicht verstehen, was eben passiert war. Zwei Schritte bewegte ich mich blind fort, dann öffnete ich die Augen, schritt durch den Flur der Straße davon, bis zur Küche, die nach hinten raus ging.

Grauburgunder gelangte vom Kühlschrank ins Glas, Mineralwasser. Ich öffnete die Balkontür, trat hinaus und schaute in den Himmel. Ich atmete tief ein und aus. Obwohl ich nur wenige Meter von der Straße entfernt war, war das hier eine andere Welt. Die Kirche, die sich hinter der nächsten Häuserreihe majestätisch erhob, die Dächer, dahinter Hofgartenbäume. Es war ruhig. Das hatte uns bei der ersten Besichtigung der Wohnung schon so fasziniert. Wir standen in einer Wohnung, direkt angrenzend

an die Innenstadt, und hinten ist so viel Ruhe. Wir konnten unser Glück nicht fassen, dass wir diese Wohnung gefunden hatten. Wir stießen danach beim Italiener um die Ecke mit einem Glas Prosecco auf unsere Errungenschaft an. Heute unser Stammrestaurant. Ich lächelte kurz. Dann war das Gespräch mit Frau Martenstein wieder präsent und das Gefühl der Hilflosigkeit. Ich schloss die Augen, hörte entfernt Menschen, das Treiben und die Hektik. Ich roch den Dunst der Stadt, saugte die Lungen voll, setzte an und trank das Glas in einem Zug leer, lehnte mich an die Balkontür. Meine Zornesfalte bildete sich aus, die Augenbrauen wurden hart. Mein Gesicht verkrampfte.

Ich war wieder Sohn.